Bei mir war ein Sausen im linken Ohr die Folge, das wohl ein halbes Jahr dauerte. Ich muß aber sagen, daß ich mir daraus nichts machte, vielmehr froh war, daß diese Nachkrankheit mich nicht eigentlich belästigte.

Da ich nun so glimpflich davongekommen und von den schauderhaften Nachkrankheiten verschont geblieben bin, kann man mir nicht verdenken, daß ich die Influenza meinerseits liebenswürdig finde. Sie hat mir auch die Erfahrung gebracht, daß ich dreizehn Tage ohne feste Nahrung und ohne Schlaf überstehen kann, worauf ich noch heute stolz bin. Es kommt bei den menschlichen Dingen meistens auf den Standpunkt an, von dem wir sie betrachten. Steht man am sicheren Ufer und sieht auf die stürmisch bewegte See hinaus, so kann der Anblick recht schön sein, ist man jedoch mitten im Wasser und fühlt man dessen Salzgeschmack im Munde, so ist der Vorgang, milde gesagt, unangenehm. Und dann halte ich gern zu der Weisheit des Wieners; wenn jemand den Arm gebrochen hat, sagt er: „Seien S' froh, daß Sie nicht ein paar von Ihren Beinen gebrochen haben." Und wenn jemand ein Bein gebrochen hat, sagt er: „Seien S' froh, daß Sie nicht das Genick gebrochen haben." Es ist ja auch wahr. Auf diese Weise kann man sich immer die Lebensfreude erhalten.

## Hermann Bahr:

### Girardi zum 50. Geburtstag.

2. Dezember 1900.

Girardi als Jubilar, als Fünfziger, sozusagen als Veteran — man hat Mühe, sich das vorzustellen. In unserer Phantasie lebt er ja als der Künstler, der die Art des Wieners, jung zu sein, mit der größten Anmut darstellt, und dies ist vielleicht das eigentliche Geheimnis der Macht, die er nun bald schon dreißig Jahre über die Menschen unserer Stadt hat. Jedes Volk erlebt schließlich dieselben Dinge, und die Enkel sind am Ende nicht viel anders, als die Ahnen waren: man ist jung, man liebt und leidet, man wird alt, man verzichtet und entsagt — es ist immer und überall dasselbe, das Schicksal wechselt nicht ab. Alles ist schon erlebt und alles ist schon gesagt worden. Nur hat jedes neue Geschlecht und jedes Volk, ja jede Stadt den Stolz, das Ewige und Alte auf eine neue Weise zu äußern: die Form, der Ausdruck soll anders, soll besonders sein. Die Wiener haben schließlich auch nichts erfunden, es war alles schon da; sie sind nur ein andres Material, und wie in Holz eine Linie anders aussieht als in Stein, so muß Lust und Leid, Liebe und Zorn, der ganze Inhalt des Menschen, an ihrem seltsam vermischten Wesen anders erscheinen. Unter ihnen gibt es Menschen, die gut und froh sind. Nun, das ist gewiß keine Wiener Spezialität. Aber wienerisch ist es, daß man sich schämt, gut zu sein, und es verstecken will. Wienerisch ist die Angst, bei einer Empfindung ertappt zu werden. Wienerisch ist es, Späße zu machen, wenn man gerührt ist, und leichtsinnig zu tun, wenn man es ernst meint. Für diese österreichische Verstellung der Gefühle hat in unsrer Zeit niemand so glückliche Ausdrücke gefunden wie Girardi. Er scheint das ganze Leben als eine „Hetz" zu behandeln, und wir fühlen doch heraus, wie zärtlich das Gemüt, wie nervös das Gewissen ist, das er in der tollen Weise verbirgt. So hat er eine Form geschaffen, die uns unendlich zusagt: weich, herzlich, ja gütig zu sein, indem man sich keck, ja frech stellt und von seinen Rührungen nichts merken läßt. Die Wiener, die guten nämlich, sind ja die reinen Kinder geblieben; sie möchten aber groß und erwachsen und blasiert tun. Nestroy hat den Raimund umgebracht, weil es die Wiener für eine Schande halten, sentimental zu sein; der Raimund ist aber doch jedem in der Brust steckengeblieben. Girardi hat es nun getroffen, sich wie Nestroy zu benehmen, aber uns dabei doch zu beweisen, daß es ja eigentlich der Raimund ist. Damit hat er einen Erfolg gehabt, der weit über die Grenzen des Theaters gegangen ist. Man höre heute irgendeinen Fiaker an, der seiner Köchin hofiert, oder man beobachte einen jungen Herrn der sogenannten Gesellschaft: sie intonieren alle wie Girardi, und sie haben alle seine Art, den Kopf vorzustrecken und die Finger zu bewegen. Daß seit zwanzig Jahren jeder Schauspieler, bis in die letzte Provinz, wenn er unwiderstehlich sein will, sogleich, vielleicht ohne es selbst recht zu wissen, die vulgäre und doch geheimnisvoll erregt zitternde Stimme des Girardi und seiner unschuldig zynischen Gebärden annimmt, wäre noch das wenigste; aber es gibt wirklich unter uns, oben oder unten, kaum einen jungen Menschen mehr, der mit einem Mädel anbandeln könnte ohne ihn unwillkürlich zu kopieren. Die Söhne der Hausherren vom „Grund" singen zu ihrer Trafikantin oder Kassierin „Lütt Damöh", und jeder junge Graf redet von seinem „Mädchen" und sie wissen im Augenblick wohl gar nicht, daß es Girardi ist, dem sie den Anfang der Stimme, die Stellung der Lippen, den ganzen Akzent nachmachen. Es mag für ihn eigentlich ein unheimlicher Gedanke sein, daß in seinem Ton, nach der von ihm erfundenen Manier täglich geworben, täglich erhört und täglich der Erfolg von Werben und Erhören begangen wird.

Nun ist ihm aber etwas passiert, was man hoffentlich später einmal in einer Geschichte unserer Kultur besprechen wird, weil es nichts gibt, was unsre gutmütig gefährliche Art mehr bezeichnen würde. Er hat in der Posse, in der Operette angefangen, und er hat da den großen Erfolg gehabt, weil es ihm gegeben war, eben für die Wiener sozusagen eine Schablone zur sozialen Aeußerung ihrer lieber unterdrückten Empfindsamkeit zu schaffen. Das hat nun zunächst mit der Kunst des Schauspielers gar nichts zu tun. Es kann morgen einer auf die Bühne kommen, der gewisse Wiener Sachen sehr lebhaft darstellt, und er wird dieselbe Wirkung tun, ohne noch deswegen irgendwie ein Schauspieler zu sein. Das sind ja zwei Dinge, die sich gar nicht zu berühren brauchen: das Talent, ein Bedürfnis der Nation zu treffen, daß sie für viele Jahre diese Form annimmt, und die ganz andre Kunst des Schauspielers, sich zu verwandeln, verschiedene Gestalten darstellen zu können, jeden Abend ein andrer zu sein. Zufällig sind diese zwei Gaben in Girardi vereinigt. Schon in den Operetten hat er gezeigt, daß er mit einer ganz außerordentlichen Kunst der Verwandlung für einen besonderen Menschen besondere Töne, besondere Gesten zu finden weiß. Es hat sich herausgestellt, daß er nicht bloß, was im Anfang seine eigentliche Stärke war, für gewisse Wiener Stimmungen einen Wiener Ausdruck findet, sondern daß er auch mit einem merkwürdigen inneren Reichtum viele Typen der Menschheit vorstellen kann — man denke nur etwa an „Rip-Rip". Nun hätte man erwarten müssen, daß unser Publikum, davon betroffen, dadurch entzückt, leidenschaftlich bereit gewesen wäre, aus seinem Liebling auch einen großen Schauspieler zu machen. Dies ist aber nicht eingetroffen. Er hat wohl selbst empfunden, daß er fähig wäre, über jenes Wienerische hinaus zur Darstellung des allgemein Menschlichen zu gelangen, und er hat in meinem „Athlet", im „Eingebildeten Kranken" des Molière, in Richepins „Landstreicher" bewiesen, daß er eine ungewöhnliche, ja auf der ganzen deutschen Bühne vielleicht einzige Kraft besitzt, über die ihm geläufigen Gestalten hinaus zur Darstellung des ewig Menschlichen zu gelangen. Seine Freunde haben sich damals gesagt, von diesen unvergleichlichen Gestalten erschüttert: er könne wohl fähig sein, auch die Wesen der großen Dichter zu ergreifen. Damals ist davon gesprochen worden, ihn als Narren im „Lear", als Malvolio, ja als Mephisto zu versuchen. Leider hat da das Publikum ausgelassen. Man sollte meinen, daß sich die Leute freuen müßten, wenn einer von ihnen das nächste Gebiet verläßt und ins Weite, in die Höhe streben will. Dies muß aber wohl ein Irrtum sein, denn der Wiener hat alles getan, um Girardi, der der höchsten Aufgaben würdig und fähig wäre, zu seinen Anfängen zurückzuziehen. Wir können uns damit entschuldigen, daß in Italien dem Novelli, der ja unserm Girardi nicht bloß äußerlich gleicht, dasselbe geschehen ist: den größten tragischen Schauspieler, den sie haben, haben die Italiener jahrelang nur als Spaßmacher anerkennen wollen. Er ist aber stärker gewesen als die Legende: er hat nicht nachgegeben, er hat es sich ertrotzt.

## Ed. Pötzl:

### In stillen Gassen.

13. Juni 1908.

Als unser schönes Wien gestern von den bunten Heerscharen des Festzuges, von Polizei, Militär und dem eisernen Ring der halben Million Zuschauer eingeschnürt, zerniert war wie eine belagerte Stadt, da nahm ich mir vor, treu bei der Verlassenen auszuharren. Ich verschenkte meinen herrlichen Tribünensitz, um ja nicht in die Versuchung zu geraten, von ihm etwa später doch Gebrauch zu machen, und strich, nachdem ich solchermaßen meine Sache auf nichts gestellt hatte, in der Inneren Stadt umher. Denn ich ahnte, daß sie unter so besonderen Umständen ein seltsames Gesicht machen werde. Und das wollte ich sehen, wollte einer der wenigen sein, die das Herz von Wien, das steinerne, nicht das goldene, belauschen, wenn plötzlich der Kreislauf seines Lebens andre Wege nimmt.

Es war ein Morgen von köstlicher Frische: ein kühles Blau am Himmel und ein zarter Sonnenschein auf den Straßen, gerade genug, sich daran zu wärmen, wenn's einen im Schatten frösteln wollte. Das gewisse Wiener Lüftchen wehte auch und tat seine Schuldigkeit, indem es zunächst den Staub aufwirbelte, den einige emsige Straßenkehrer bereits sorglich zu diesem Zweck gesammelt hatten. Als dies geschehen war, stellten die braven Leute ihre Arbeit ein und gingen wohl auch, sich den Festzug ansehen. Nun erst wurde es sonntäglich. Geputzte Menschen in den Straßen, allesamt in eiliger Bewegung aus dem Zentrum hinaus, desgleichen Fiaker und Equipagen, doch ohne das gewohnte Tempo. Sie wußten ja, daß sie ohnehin bald am Ziele sein würden: bis an den Ring und nicht weiter. Das Automobil feierte beinahe völlig. Es verschmäht solche magere Touren. Bei all dem Streben hinaus gab es aber eigentlich keinen Straßenlärm. Es war jenes gedämpfte Feiertagsgeräusch von Schritten und Rädern, wie es sonst an schönen Sonntagen von der Straße aus des Morgens an unser Ohr dringt: abgestandener Alltag, sordinierte Vergnügungslust, Stimmung zur Andacht.

Nur ein Punkt machte eine Ausnahme: die Gegend an der Ecke vom Kohlmarkt und Graben vor dem Hotel Müller, wo die Festzugskarten nach allen Regeln einer Börsenbaisse gehetzt wurden. Hier, wo ein zerbrochenes Spiegelfenster von den leidenschaftlichen Kämpfen des Vortages noch Zeugnis ablegte, drängte sich eine erregte Menge um die Galopins, die den Rest der Tribünenkarten ausboten. Der Kurs war auf fünf Kronen gesunken bei Stücken, deren Nominalwert bei sechzig Kronen betragen hatte. Von Zeit zu Zeit erhob sich ein großes Geschrei; man wußte nicht, ob es der Ausdruck des Schmerzes über die Billigkeit der Karten war oder die Enttäuschung darüber, daß sie nicht ganz umsonst verteilt würden. Zuweilen wurde irgendein fragwürdiges Individuum von Wachleuten abgeführt. Ich dachte mir jedesmal: Schau, der Kerl sieht den Festzug auch nicht, und schämte mich gewissermaßen in solcher Gesellschaft zu sein. Endlich war die letzte Karte verkauft und damit der Unfug eingestellt. Darüber war es zehn Uhr geworden.

Ich sah mich um. Da fühlich sie schon, die große Stille, durch die gewaltigen Straßen, deren Asphaltboden sonst unter der Wut des Verkehrs zittert. Wie oft habe ich den Graben, Kohlmarkt und den Stephansplatz an sonntäglichen Sommernachmittagen gesehen und die erhabene Ruhe bewundert, die zu solcher Zeit über ihnen liegt wie ein wahrer Gottesfrieden. Aber immer noch sickerte von dem verschwundenen Strom der Menschen und Wagen ein Aederchen durch diese Straßen. Heute, in den Stunden des Festzuges, fehlte auch dieses. Kein Gefährte weit und breit, die Läden und Fenster stumm, nur alle hundert Schritt ein Fußgänger, die Seitengassen gänzlich verödet. Wir wollen den Teufel nicht an die Wand malen, aber so mag Wien zur Zeit der Pest ausgesehen haben.

Ich stelle mich auf den Stock-im-Eisen-Platz und überblicke da die vier lebendigsten Straßen Wiens. Keine zwanzig Menschen kann ich zählen, und kein Fuhrwerk zeigt sich, so weit das Auge reicht. Manche Haustore sind vollständig geschlossen wie bei Nacht, innerhalb der übrigen sitzt der Hausbesorger wachsam, um die angesagten Einbrecher abzuschrecken. Vor einem Haus der Freisingergasse, an einer der gefährlichsten Stellen, wo an gewöhnlichen Tagen äußerste Vorsicht nötig ist, sitzt die Hausmeisterin an einem Tischchen und liest in einem Buch, während ihr Töchterchen auf der Straße mit dem Kreisel spielt. Verödet liegt der Bauernmarkt da, als ob er im ganzen ebenso unbewohnt wäre wie das traurige Granithaus in seiner Mitte, wo sich die modernste Architektur ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. In dieser niederdrückenden Einsamkeit der Stadt wirkt es schon beinahe anregend, daß in der Singerstraße ein Anstreicher, mit angenehmer Selbstverständlichkeit in der Miene, die Festzugstunden benützt, um einen herabgelassenen Rollbalken mit frischer Farbe zu bepinseln.

Die tote Stadt! Wahrhaftig, es fliegen schon Raben durch die Luft. Als ich den ausgefegten Michaelerplatz überschreite, höre ich ein Gekrächze von oben und gewahre auf dem Giebel der Fischerschen Burgfassade eine zankende Schar von Rabenkrähen. Wo kommen denn diese Galgenvögel her? Ach ja, es sind unsre schwarzen Gäste vom Stadtpark und Umgebung, die vor dem Festzugsrummel geflohen sind und einstweilen hier, mitten in der Stadt, ein Asyl gefunden haben. Niemals noch wurden sie in dieser Gegend gesehen: heute hat die Verlassenheit der Stätte ihre mißtrauischen Seelen angezogen.

Wieder wandre ich über den Graben zurück und fasse die Caféhäuser ins Auge. Im Kiosk Korb nur ein träumerischer Markör, im Kiosk Schrangl drei Gäste, darunter Peter Altenberg mit einem guten Tribünensitz in der Tasche.

„Aber Peter...."

„Ich mußte doch frühstücken; und darüber ist es zu spät geworden."

Die Namen der beiden andern philosophischen Gäste kenne ich nicht. Aber sie sollten der Nachwelt aufbewahrt werden, denn es erinnert an das Schulbeispiel von Diogenes, daß jemand geruhig die Zeitung liest, während draußen ein solcher Festzug vorüberrauscht. Dann traf ich noch auf dem Graben den liebenswürdigen, klugen Dr. Glossy.

„Entzückend," rief er aus, als wir uns die Hände reichten. „Sie kommen vom Festzug?"

„Nein, ich meine, wie einzig die Stadt in ihrer erstarrten Ruhe wirkt. So habe ich sie noch nie gesehen. Liegt da wie in einer holden Ohnmacht. Treten wir leise auf, daß wir sie nicht wecken."

Ich kam mit ihm überein, daß er einstweilen die Wache übernehmen möge, während ich trachten würde, doch irgendwo einen Zipfel des Festzuges zu erwischen. Und richtig, unten, in der Rotenturmstraße, fand ich zwischen einem Bäckerbuben und einer Köchin ein schattiges Plätzchen, von dem aus sich ein prächtiger Blick auf den historischen Festzug eröffnete. Doch bald drängte es mich wieder in die stillen Gassen zurück, deren heimliche Reize ich in vollen Zügen genoß, bis die Pummerin von St. Stephan das Zeichen zum Geläute aller Kirchenglocken Wiens gab. Das war ein wundervoller Schlußakkord zu der sanft ausklingenden Stadteinsamkeit. In den Lüften droben flogen die Glockentöne von den fernsten Kirchen zusammen und stürzten sich in die leeren Gassen herab, sie füllend mit feierlichen, dumpfen Klängen wie mit einem Hohenlied von der unvergänglichen Macht und Schönheit der alten Kaiserstadt. Nun strömte allmählich das Leben in ihre Glieder zurück. Denn sie war nicht tot, sie schlief nur.

## Paul Busson:

### Kaisermanöver.

18. September 1908.

Ein prachtvoller Septembertag, die Berge und Höhen nebelfrei, die Luft klar und der Ausblick von den Hügeln fast unbeschränkt. Nur im Norden und Süden schlossen die bewaldeten, vom Sonnenlicht bestrahlten Kuppen des Bakonyer Waldes den Horizont ab; auf den Feldern hie und da ein einzelner, der schönheitstrunken durch die taubenetzten Fluren schritt, die in stillem Frieden dem vollen Tag entgegenträumen. Unten in der Niederung leuchtet aus dem dunkeln Grün der Gärten und dem Grau der Häuser die Kirche von Hajmasker. Ihre schlanken, blendend weißen Türme heben sich von dem Grau des dahinter liegenden Hintergrundes scharf und hoch in die Lüfte. Am Westeingang des Dorfes flattert auf dem roten Dach eines schmucken Häuschens die erzherzogliche Standarte, und die zahllosen kleinen und großen Fahnen, die die Häuser und Straßen schmücken, winken und flattern ihr zu, als wollten sie den herzlichen Willkomm, den der Ort am Vortage dem Thronfolger bereitet, erneuern und vertiefen.

Am Hügel oben, von dem man das weite Tal überblickt, liegen träumend, das Gewehr im Arm, die Söhne Ungarns; Offiziere haben sich auf der Spitze des Hügels ein kleines Bureau eingerichtet, die Karten ausgebreitet, und blicken unverwandt mit ihren Zeiß-Stechern in das sonnenbeglänzte Tal hinab, aus dem sie Unheil wittern. Und da kommt es auch schon — zuerst eine Reiterpatrouille von acht Mann, dann nach und nach ganze Eskadronen, Divisionen und Regimenter; die Erde erzittert unter den Hufen dieser Tausende von Pferden, und gelbe Staubwolken schlagen aus dem Boden und hüllen die Straße in undurchdringlichen Sandnebel. Die Kompagnie eröffnet nun ein lebhaftes Feuer, das die Kavallerie flankiert; diese sieht sich daher zur Erweiterung der Entfernung von der Infanterie genötigt, greift mit dem Gros bis in die waldigen Hänge des Bakonyer Waldes aus und entsendet einen Teil zur Besetzung der ihren Flankenmarsch deckenden Höhenwelle. Nach und nach ist das Gros der Kavallerietruppendivision aufmarschiert. Zur Unterstützung der bedrängten Infanterie tritt nun die Kanonenbatterie der Infanteriebrigade in Tätigkeit. Zu Beginn des Kampfes, als beide Gegner in langen, unaufhörlich aus dem Walde hervorquellenden Reiterkolonnen in dichten schwarzen Massen sich förmlich zusammenballten, um wie der Sturmwind über die auf einen großen Raum verteilte Infanterie herabzufahren, schien die Situation der Südpartei nicht ungefährlich, ja Augenblicke lang sogar recht bedrohlich. Die Batterie mußte, um die bald da bald dort auftauchenden feindlichen Reitertrupps abwehren zu können, wiederholt